

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

10.12.1916 (No. 50)

Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 50

Karlsruhe, Sonntag, 10. Dezember

1916

Die Zufriedenheit.

Von Johann Christoph Gottsched.

Ich such und finde mein Vergnügen
In ruhiger Zufriedenheit.
Drum soll mich Wahn und Eitelkeit
Durch falsche Güter nicht betrügen.
Kann ich vergnügt mit allem seyn;
So ist der ganze Weltkreis mein.

Ein Geizhals strebet nur nach Schätzen,
Und sehet seinem Durst kein Ziel,
Doch ist er reich, was hilfts ihm viel?
Mein Armuth kann mich mehr ergehen;
Denn darf ich nur nichts schuldig seyn,
So ist der ganze Weltkreis mein.

Ein reicher Schlämmer lebt im Saufe,
Und lücht darinn sein Himmelreich:
Allein die Lust versalzt sich gleich;
Man trägt ihn krank und matt vom Schmause.
Hab ich ein einzig Gläschen Wein,
So ist der ganze Weltkreis mein.

Fortuna! spare deine Gaben,
Und mache meine Freunde groß:
Denn sitzen die dem Glück im Schooß,
So werd ich keinen Mangel haben.
Ihr, Werthe! dürft nur glücklich seyn,
So ist der ganze Weltkreis mein.

hat Salomon gleich tausend Frauen,
Er hat auch tausendfache Noth.
Ich habe kaum für eine Brodt;
Doch der kann ich mein Herz vertrauen.
Wird sie mir nur beständig seyn,
So ist der ganze Weltkreis mein.

So such und find ich mein Vergnügen
In ruhiger Zufriedenheit.
So soll mich Wahn und Eitelkeit
Durch falsche Güter nicht betrügen.
Ich kann vergnügt mit allem seyn,
Drum ist der ganze Weltkreis mein.

Inhalt: Die Zufriedenheit. Von Johann Christoph Gottsched. — Johann Christoph Gottsched. (Zu seinem 150. Todestage, 12. Dezember.) Von Dr. Paul Landau. — Seine Mutter. Erzählung von Karl Hesselbacher, Karlsruhe.

Johann Christoph Gottsched.

(Zu seinem 150. Todestage, 12. Dezember.)

Von Dr. Paul Landau.

Gottscheds Charakterbild hat in der deutschen Literaturgeschichte so starke Schwankungen erfahren, wie wohl kaum das eines anderen Schriftstellers. So hoch er im Ansehen seiner Gegenwart gestiegen, so tief war sein Fall bei der nach ihm kommenden Generation. Der „deutsche Literaturpapst“ war um das Jahr 1740 der unumschränkte Herrscher im Reiche der Bücher. Sein Wirken hatte in kaum zwei Jahrzehnten einen völligen Wandel in der Entwicklung unseres Schrifttums hervorgerufen und tiefe Spuren in den Blüten der ganzen deutschen Literatur hinterlassen. Weitere 20 Jahre darnach, um 1760, galt der „große Duna“ nur noch als eine lächerliche Perücke, unter der ein hohler Kopf und Pedant steckte, und verächtlich schritten die Vollender des von ihm Begonnenen, ein Lessing, ein Herder, über den gestürzten Götzen zu neuen Zielen hinweg. Aber merkwürdig ist es in der Geschichte von Gottscheds Ruhm, daß nach diesem naturwendiigen Rückschlage nun nicht eine ruhige und gerechte Wertung seiner Persönlichkeit eintrat, wie sie sich sonst allmählich herausbildet, sondern dieser Diktator, der zum ersten Mal eine deutsche Familienliteratur geschaffen, blieb lebendig als eine literaturgeschichtliche Macht, mit der sich immer wieder die späteren Historiker im Guten oder Bösen auseinandersetzen mußten. So ist auch heute das Urteil über Gottsched noch nicht in jene gemäßigte Bahn gelenkt, in

der sonst die Urteile über Gestalten einer so weit zurückliegenden Zeit verlaufen. Zwar konnte nur ein Fanatiker, wie es der unermüdet für Gottsched kämpfende Eugen Dietrich ist, dem Leipziger Professor eine Stelle im deutschen Geistesleben neben Luther und Bismarck erkämpfen wollen. Aber schon die Tatsache, daß sich ein Mann fand, der so Ungeheures von seinem Abgott behauptete, daß ein Kreis gleichgestimmter Seelen sich in der „Gottsched-Gesellschaft“ um ihn scharen konnte, beweist, daß Gottscheds Wesen und Werk auch heute noch den Stoff zu glühender Begeisterung bieten kann. Andere mehr geschichtlich denkende und weniger einseitig voreingenommene Historiker weichen doch in ihrer Würdigung wesentlich von einander ab, je nachdem sie mehr die positive Seite seines Schaffens, seine Organisation der deutschen Literatur, oder die negative, seine durch und durch unkünstlerische Natur, hervorheben.

Wenn wir dem großen Ostpreußen gegenüber am Tage der 150. Wiederkehr seines Todes den Standpunkt einer Würdigung aus seiner Zeit heraus einnehmen, den jede geschichtliche Persönlichkeit beanspruchen darf, so werden wir doch nicht anders als mit tiefem Danke seiner mühevollen und erfolgreichen Lebensarbeit gedenken dürfen. Um im Heiligtum der Dichtung die leuchtenden Gestalten seiner Klassiker aufstellen zu können, bedurfte das deutsche Volk eines solchen handfesten und unerschrockenen Torwächters, der erst einmal die Türen und Fenster aufriß, um Luft, Licht und Sonne in die dumpfigen Hallen einströmen zu lassen. Gottsched hat die Schranken der Unnatur, des Schwulstes, der Regellosigkeit, die sich erstikend um die Dichtung zu Anfang des 18. Jahrhunderts häuften, mit herber Hand niedergedrückt und mit ungefügen Händen, mit plumpen Mitteln doch immerhin den festen und tüchtigen Grund gelegt, auf dem die Meister unserer Literatur dann weiter bauen konnten. Er besaß eine echt deutsche Eigenschaft, die auch heute im Weltkrieg wieder unsern Ruhmestitel ausmacht: die Organisationskraft, die die zerstreuten Strebungen vereinigt, das Material sammelt und die rechten Leute an den rechten Platz stellt. Als Gottsched,

vor den Verberern des Soldatenkönigs flüchtend, nach Leipzig kam, gab es keine deutsche Literatur, keine deutsche Wissenschaft, keine deutsche Sprache, kein deutsches Theater. Als er am 12. Dezember 1766, seit langem bereits in den Augen der Welt ein toter Mann, das Zeitliche segnete, da blühte bereits das deutsche Schrifttum, die Wissenschaft ward in deutscher Sprache gelehrt, die deutsche Sprache selbst war gereinigt und geeint, und auf einer deutschen Bühne herrschte das deutsche Drama. All dies ist nicht zum Wenigsten durch Gottsched angeregt und hervorgerufen worden. In diesem Endzweck hatte er seine Lehr- und Regelbücher geschrieben, die überall in deutschen Mäulen seine Anschauungen verbreiteten, hatte er in kompendien Musterstücke der älteren deutschen Dichtung, des deutschen Dramas, der deutschen Rede gesammelt, hatte er in seinen vielgelesenen moralischen Wochenchriften Geschmack und Bildung verbreitet, in den von ihm überall gegründeten „deutschen Gesellschaften“ Hochburgen des deutschen Gedankens errichtet, hatte er in Vorlesungen, Briefen und persönlichem Umgang weite Kreise für seine Ideen interessiert und gewonnen.

Ein Meister der Organisation war dieser Riese an Gestalt und Reich, ein echter Mensch der Aufklärung, ganz erfüllt von seiner Aufgabe, frei von allen Zweifeln, durchdrungen von seinem Wert und von dem seiner Arbeit, ein wahres Genie des Sammelns und Einordnens, des Aufräumens und Schematisierens, ein Fanatiker der nüchternen Klarheit, der Gesetzmäßigkeit und Einheitlichkeit in die verworrene Dampfsheit und Wüßheit der damaligen Literatur brachte. Das Maß, dem er alle Dinge unterordnete, war die Vernunft und der gesunde Menschenverstand, das Muster, das er aufstellte, waren die Regeln und die Werke des französischen Klassizismus. Mit unnaehsichtiger Strenge und Schroffheit beschnitt er die üppig wuchernde Wirrnisse des deutschen Dichtergartens und legte gerade Wege, scharf abgezeichnete Beete, glatt und nüchtern geschnittene Hecken an. Wohl lag es der späteren Zeit nahe, hier über Bergewalligung der Natur und der Kunst zu zetern. Aber das Deutschland, das noch unter dem Schwulst der Barockpoeten, unter dem bunten Chaos der Sprachmengerei litt, bedurfte eines solchen Grobreinmachens, einer klaren Gliederung und nüchternen Zusammenfassung aller Kräfte.

Der junge Gottsched führt den Kampf fort, den vor ihm Thomafius für Deutschlands geistige Güter und Deutschlands Ehre gefochten hatte. Wir dürfen es ihm nie vergessen, daß er in einer Zeit, in der der Deutsche gering geschätzt war unter den andern Völkern, seine Größe und seinen Wert mit warmer Begeisterung betont hat. Schon in seiner ersten Zeitschrift, den „vernünftigen Tadlerinnen“ sagt er: „Demungeachtet getraue ich mir, die Ehre unserer Deutschen gegen alle unsere hochmütigen Nachbarn zu verteidigen. Der gute Geschmack in freien Künsten und andern Dingen ist unter uns, wo nicht häufiger, doch gewiß ebenso häufig als bei den Franzosen, die sich doch so klug dünken, anzutreffen.“ Und in seiner schönen Rede auf Kopernikus legt er, nachdem er alles Große, das durch Deutsche in die Welt gekommen ist, aufgezählt hat, das folgende Bekenntnis ab: „Wenn ich alle diese Erfindungen des deutschen Witzes erwäge, so kann ich mich kaum enthalten, mit jenem alten der ewigen Vorlesung auch dafür zu danken, daß sie mich in einem deutschen Volke und Lande geboren werden ließ, dadurch auch ich gleichsam eines Teiles von diesem hohen Ruhm der deutschen Nation teilhaftig geworden bin.“ Die Ideale, für deren Erfüllung er sich mit erstaunlichem Erfolg eingesetzt hat, sie waren: Aufklärung, Volksbildung, Hebung der deutschen Sprache und Dichtung, nationale Selbstständigkeit, nationaler Stolz. So hat er Prinz Eugen besungen als den Verkünder eines größeren Deutschlands, als den Nationalhelden, der die zersplitterten deutschen Stämme zu einem Reich vereinigen sollte. So hoch er den Bildungswert der französischen Literatur einschätzte, so war er doch kein blinder Verehrer des Auslandes, und es ist bezeichnend, daß sein Streit mit Bodmer, der den verhängnisvollen Wendepunkt in seinem Leben bedeutet, damit begann, daß er den Schweizer wegen seiner übertriebenen Verehrung der Engländer schalt. Gottscheds unvergängliche Verdienste liegen hauptsächlich auf dem Gebiete der deutschen Schriftsprache, der deutschen Dichtung, der deutschen Bühne.

Gottsched vollendete das von Luther begonnene Werk der Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Damit sich die Nation als geistige Einheit fühlen konnte, bedurfte sie einer gemeinsamen Ausdrucksform, und diese schuf der Leipziger Diktator, indem er mit richtigem Blick die naturgemäße sprachliche Entwicklung, wie sie sich in Mitteldeutschland vollzogen hatte, zum Gesetz für alle erhob. Seine „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst“, die in zahlreichen Auflagen und Übersetzungen verbreitet wurde, war die erste allgemein anerkannte deutsche Grammatik; sie wirkte auch auf den Süden und Südwesten Deutschlands, die die von Gottsched aufgestellten Sprachregeln annahmen. Indem er in seinen „deutschen Gesellschaften“ auch dem bis dahin nur französisch sprechenden Adel für die deutsche Sprache zu interessieren wußte, bahnte er der Muttersprache den Weg in die Salons, und indem er durchsetzte, daß die Wissenschaften auch

in rein deutscher Sprache vorgetragen werden konnten, gewann er die vorher nur lateinisch sprechenden Gelehrten dem deutschen Wesen. Nicht minder einflussreich ist Gottscheds „Versuch einer britischen Dichtkunst vor die Deutschen“ gewesen. Hier schuf er das Lehrbuch, dem auf Jahrzehnte hin die Poesie gehorsam folgte und da gewisse ewig gültige Wahrheiten, wie die Nachahmung der Natur, unverrückbar hinstellte. Gottsched erweckte auch die vergessene ältere deutsche Literatur zu neuem Leben, er hielt den Deutschen das erhabene Vorbild ihrer großen Vergangenheit vor die Seele, und besonders sein „nützlicher Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ hat dem nun erst erblickenden deutschen Drama unschätzbare Anregungen gegeben. Ueberhaupt war besonders sein Wirken für die deutsche Bühne von höchster Wichtigkeit. Die Schauspielkunst, die bis dahin zu den niederen Belustigungen gehört hatte, wurde durch seine Bemühungen gleichsam hoffähig. Sein Kampf gegen die Oper und das fülllose Gemisch, das hier herrschte, seine Verbannung des possenhaften Elementes im Harlekin vom Theater, sie schufen die Grundlage für eine stilkrengere und reine Gestaltung des dramatischen Bühnenwerkes.

Seine eigenen Dichtungen, sowohl seine Dramen, unter denen der „Sterbende Cato“ über viele Bühnen ging und um seines regelmäßigen Baues willen berühmt wurde, als auch seine Oden und annekronischen Dichtungen, wollen nur Musterstücke für seine Theorien geben. Die Kunst war diesem Manne, der eine markige klare Prosa schrieb, der ein trefflicher Redner und derber Polemiker war, ein verschlossenes Buch. Und es ist die Tragik seiner sonst so untragischen Natur, daß er letzten Endes seine Lebensarbeit für Dinge einsetzte, von deren tieferen Wesen er nichts verstand. „Das Wunderbare“, das die Schweizer ihm gegenüber auf den Schild erhoben, es war jener Urgrund aller Poesie, der im Unbewußten, in den Ahnungen und Träumen der Menschenbruft liegt. Gottsched aber, dem das Schicksal die Aufgabe zuerteilt hatte, die deutsche Kultur von der trüben Dampfsheit einer unnatürlichen Phantasie zu befreien, war nicht fähig, die Keime eines neuen, gesunden Fühlens zu erkennen, die eine neue Saat der Kunst hervorsprechen ließen. Seine Größe lag in seiner Beschränktheit. Er wäre nicht die Konsequente, in sich geschlossene Persönlichkeit gewesen, die er war, wenn er die Höllegestalten Miltons und die Himmelsgeister Alopstocks begriffen hätte. So stand er als ein mannhafter Kämpfer auf dem ihm zugewiesenen Platz, für seine Ideale wirkend bis zum letzten Atemzuge, und es ist ein Zug deutscher Treue und deutscher Fähigkeit, daß er festhielt an seinem Werk, wenn auch die Zeit über ihn hinwegging und ihn in ihrem Fortschreiten begrub. Er blieb sich selbst treu, und so lebt seine Persönlichkeit fort, in dem, was er geschaffen, mag er auch nur die Grundsteine zu dem Bau zusammengetragen haben, den andere nach ihm errichten sollten.

Seine Mutter.

Erzählung von Karl Hesselbacher, Karlsruhe.

„Seht ihr wieder die zwei?“ pflegte lächelnd Hauptlehrer Frey zu sagen, wenn seine Frau mit dem Ältesten vom sonntäglichen Waldspaziergang zurückkam. „Sind sie nicht wie zwei Liebesleute?“

„Ei, geh doch, Mann!“ schmolte die Frau Hauptlehrer.

Aber ein Blick flog über das blondlockige Haupt ihres Ernst, der war wie ein silbernes Gleißen auf einem abendlichen klaren Seeespiegel, über dem der Mond am hellen Sommerhimmel steht.

Der Herr Hauptlehrer hatte nicht Unrecht: sie waren wie zwei Liebesleute!

Zu Ostern war der Ernst konfirmiert worden. Der einzige Knabe auf dem weltentlegenen Dörflein, der in einer höheren Geisteswelt zu Hause war. Der Vater hatte ihn unterrichtet. Was einst ihm, dem Herrn Hauptlehrer, dem besten Schüler der Sinsheimer Höheren Bürgerschule, wegen mangelnder Geldmittel nicht vergönnt war, das sollte dem Sohne werden: das Universitätsstudium. Drum hatte der Herr Hauptlehrer wieder seinen Casar und seinen Virgil, seinen Homer und seinen Horaz hervorgeholt, und die Seele des Knaben wandelte unter dem lachenden blauen Himmel Griechenlands und stieg auf den schimmernden Götterberg Olympus und litt mit dem heiligen Dulder Odysseus und foht mit dem göttergleichen Helden Achilleus die gewaltigsten Kämpfe mit schaute mit Ergriffenheit das Bild der treuen Penelope, die ihren Gatten hold blieb, obwohl er zwanzig Jahre der Heimat fern war und die Welt ihn längst für tot ausgab.

Und was in der Seele des Knaben an Licht und stolzen Bildern aufstieg, das mußte der Mutter erzählt werden. Die Mutter verstand ihn wie niemand im ganzen Dorfe. Die Mutter hatte einen zarten Tränenstein in den Augen, wenn der Sohn erzählte, wie der Held Hector Abschied nahm von seinem geliebten Weib und seinem einzigen Sohne und wie mitten durch das Weh des Abschieds furchtbar das Bild des kommenden Untergangs der Heimat

aufstieg wie ein Feuerbrand aus dem Abgrund. Die Mutter lächelte, wenn der Sohn die List des Odysseus pries, der seinen grimmigen Feind Polyphemus so schlau anlog: „Niemand heiß ich!“ Die Mutter hörte still zu, und ihr feiner schmaler Kopf mit dem lichtblonden Schimmerhaar wiegte sich im Takte, wenn der Sohn die lateinischen Verse ihr vorlas, die sie nicht verstehen konnte, deren wundervolle Musik aber zu ihrem geschulten Gehör wie ein singender Knabenchor redete.

Die Mutter — ja die Mutter spürte es mit heimlicher Seligkeit Tag um Tag, wie da ein stolzes und hohes Sinnen in der Knabenseele aufwuchs und sich ihr zuneigte als dem besten und treuesten Gefährten auf der Welt. Sie sah mit dem geschärften Auge der Mutterliebe, wie für dies Kindergemüt, das sich langsam und unvermerkt zum Jünglingsherzen umbildete, sie selber der Schutzgeist wurde, und wie unter ihren klaren Augen und unter ihren zarten Händen sich diese Jünglingsseele formte, jeden Tag stärker, froher, jeden Tag sicherer und reiner. Die Mutter sah den goldenen Strom heiligen Lebens, der von ihrer eigenen Seele breit und unaufhaltbar hineinfloss in die Auen, die das Jünglingsleben umschloß, und wie unter diesem Lebensstrom diese Auen grünt und blüht wie eine Bergmatte, auf der die Sterne der holdesten Blüten sich wiegen und über der ein ernster Wald steht voll wunderbarer Tiefen und heimlicher Schönheit, und die überragt wird von einem Himmel, dessen Tiefe kein Menschenaugeerspähnen und kein Menschengedanke ausdenken kann. Die Mutter nahm die Hand des Sohnes, die sich nach ihr ausstreckte, in die ihre und hielt sie fest. Zugleich so sanfte und doch so unlösbar, wie nur Mutterhände halten können, deren Druck du nicht fühlst, und denen du dein ganzes Leben lang dich doch nicht entwinden kannst. Und hättest du Kräfte für zehn — die Mutterhände halten doch noch fester. So hielt die Hand der Frau Hauptlehrer Frey ihren Ernst. Er wußte nichts davon — aber er ging an dieser Hand weg über alle die Abgründe, die ein junges Menschenkind in den Jahren der Reife zum Manne bedrohen, und sah nichts von ihren Schrecken. Er ging an dieser Hand in all dem jugendlichen Sturm, der bis zum höchsten Berg der Welt hinaufsteigen möchte wie auf Adlersflügeln, und diese Hand hob ihn hinein in die lichte Welt der fraulichen Schönheit und der fraulichen Reinheit wie in einen wunderschönen Garten, in dem die Rosen in vollem Leuchten stehen! Er ging wie in einem Frühlingwald, in dem durch das hellgrüne Laub die tausend Stimmen der Vögel süß wie Engel vom Himmel tönen: und all das Licht, das ihn umfloß, konnte er nicht deuten, es hieß Muttertreue, und all das Klingen und Singen in seiner Seele konnte er nur mit beglücktem Herzen hören, aber er verstand das Geheimnis dieser Melodie noch nicht, das hieß: Mutterliebe. Er wußte und spürte nur, daß er ein seliger Mensch war, und daß die ganze weite Welt vor ihm in goldenem Lichte lag. Denn was alles noch aus der dastumhüllten verschleierte Ferne kommen mochte — was konnte es anders sein als noch mehr von all dieser Freude, die jetzt durch sein Herz floß, und als noch mehr von all diesem Glück, das ihn jetzt umlachte? Er wußte nicht, daß die Hoffnungsaugen, mit denen er in die kommenden Tage hinaussah, die Mutteraugen waren, und konnte nicht ahnen, daß all das Glück, das ihn jetzt trug, das höchste war, das ein Mensch auf Erden erfahren kann: das Glück, umjorgt und betreut zu sein von einer Liebe, die alles trägt und nichts davon sagt, die für alles sorgt und nichts von Dank dafür erwartet, die an alles denkt, — nur nicht an sich!

War es ein Wunder, daß die Heiden waren — „wie Liebesleute?“ Im Frühjahr, wenn er durch die unendlichen Bergwälder seiner Talheimat ging und sich ihm von irgend einer Höhe ein neuer Durchblick bot auf die fernem blauen Züge des hohen Schwarzwaldes, durch die schmalen Tore der Fichtenstämme hindurch, daß die Weite vor dem Auge lag wie ein funkelndes Paradies, das jenseits der dunklen Erdentore liegt — dann war sein erster Gedanke: „Daher muß ich die Mutter führen!“ Und wenn sie dann hinaufgestiegen waren am Sonntag nachmittag, und er stolz hinauswies in das blühende Tal, über dem die stolzen Kronen der Berge funkelten, und wenn sie andächtig die Hände faltete und sagte: „Unser Herrgott hat seine Erde ins Brautgewand gehüllt und wir feiern ihren Hochzeitstag als seine glücklichen Gäste!“ Gil Dann kam er sich vor, als hätte er selbst wie eine Art himmlischer Gastgeber seinem Mütterlein diesen Tisch mit all seinen Herrlichkeiten gedeckt und dürfe nun rufen: „Greif zu — es kommt von Herzen!“

Und wenn im Mai der Wald voller zarter weißer Glöcklein stand, — die Mutter mußte mit hinaus, und auf ihren blonden Scheitel flocht der Sohn ein Kränzlein, und wenn sie dann mit leichtem Fuß vor ihm herschritt, als schwebte sie über den moosigen Pfad, jauchzte er: „Ein Christkind bist, Mutterle, ein Christkind, das vom Himmel heruntersieht zu allen braven Kindern!“ Und er sah nicht, wie ein zartes Erröten über den weißen Hals ging, und daß dies Erröten der aller schönsten Schmach der Mutter war, höher als eine Korallenkette mit güldnem Schloß. Denn dies Erröten war die stille Sprache des heimlichen Glückes, das in überner Reinheit nur durch eine Mutterseele fluten kann.

Und wenn der Sommer die dunklen Beeren am dornigen Strauch brachte, die der Mutter süßestes Labial waren, dann stand er Ernst des morgens um drei Uhr schon auf und war, wenn die Sonne die ersten Strahlen durchs Tannengeäste warf, hoch oben auf dem Hasenbusch, wo die allerschönsten Brombeeren standen, und wo die breite grüne Bergflur, auf der kein Baum mehr wuchs, die großen Silbersterne der Bergdisteln trug.

Und dann stand auf dem bescheidenen Frühstückstisch der Lehrersleute ein Teller mit den erlesensten Früchten und um den Teller herum ein Kranz von Silberdisteln, aus denen die schwarzbraunen Beeren im warmen Farberton guckten. Und der Ernst stand am Tisch und jubelte: „Mutter, der Sommer grüßt dich und ruft dich in seinen Wald — und deinen Ernst mit dir!“

Und dann streiften sie über die Berge und tauchten in die tiefen Schatten der Wälder, und die Hagebutte leuchtete brennendrot am Rosenstrauch über den alten Steingemäuern, und die Haselnuß guckte hellbraun aus ihren lustigen Halzkränzlein von grünem Stachelblatt heraus, und das Nebelauß glühte in blutigem Herbstrot — und immer wieder schauten zwei Gesichter durch alle die vergehende Pracht, zwei Gesichter, die redeten von einer Freude, die nimmer vergeht. . . .

Nimmer? Vergeht sie nimmer? —

Ob auch diese Freude sich nicht einmal schlafen legt, und dann im Schlaf einen schweren, schweren Traum träumt von Nimmererwachen? Den schweren Traum vom Lied der Glocken, das über den Schnee ruft, und ein offenes Grab?

Schlafen kann sie sich legen, diese Freude. Aber nur wie der Baum schlafen geht, wenn er sein grünes Kleid abwirft, und wie das Mösslein schlafen geht, wenn es seine seidnen Blätter niederträufeln läßt auf den Grund. Schlafen, um wieder zu erwachen in neuer Herrlichkeit, wenn die Frühlingssonne über dem neuen Laub ihren segnenden Gang geht! —

Der Ernst war auf die hohe Schule gegangen. Unter den Kameraden redete man nicht von der Mutter. Und das fühlte der Ernst, daß man Alltagskleider nicht in ein Heiligtum führt. Drum schwie er von der Seligkeit seiner Knabenjahre. Er ging als ein Stummer durch die Jünglinge, die von ihrer ersten Liebe laut rühmten, als ob sie die Prinzessin im Goldhaar auf das Königsschloß führen dürften. Nur ein leises Stechen ging durch sein Herz — war es der Ruf einer Sehnsucht, die sich nicht erfüllen wollte? Und begann nicht das Bild der Mutter langsam zu verblichen über dem zauberhaften Schein, der in der Ferne aufstieg und in dem sich das Bild eines Mädchens hob wie der zarte Regenbogenhauch, der über der Muschel schwebt?

Und die Waffenübungen begannen. Wer die blühende Klinge am schnellsten um das Haupt des Gegners kreisen lassen könne — das war ein Mann. Was soll das Gebeten an die Streifereien über Matte und Berggang, da wo Eisen auf Eisen schlägt?

Und die ernstesten Fragen hoben ihr Haupt, die jedem jungen Mann bei seinem Forschen und Arbeiten die Seele drängen. Im Hörsaal hing der Blick des jungen Studenten am Gesicht des durchgeistigten Denkers, aus dessen Mund die Weisheit der Jahrhunderte in neuer Kraft strömte. Als die Schwelle des Vaterhauses in den Ferien überschritten war, saßen darum Vater und Sohn bis in die tiefsten Nachtstunden beisammen, und der alternde Mann lauschte mit stiller Freude den Erzählungen des Sohnes, der zu berichten wußte von dem, was er gelernt hatte, und von den Wunderblicken, die er in die Tiefe menschlichen Dingsens um die Wahrheit hatte tun dürfen. Wo blieb die stille, in sich selber fest und klar gewordene Frömmigkeit der Mutter, wenn die Männer Rede und Gegenrede tauschten über alle Mäße, die ein junges Herz der gegenwärtigen Zeit bedrängen, und von dem köstlichen Glauben der Kindertage in heißes Suchen um die letzte Gewißheit hineinzwingen?

Die Mutter hatte dem Sohn kurz vor seiner Heimkehr geschrieben: „Kannst Du mit Deiner alten Mutter noch durch den Frühlingwald gehen wie einst?“ Und in dem Herzen des Jünglings war das Bild der Heimat aufgestanden wie eine schöne Maid, die sich mit Blüten bedeckt hat — aber die Ferien waren unwirklich gewesen. Die Winterstürme wollten nicht weichen. Drum waren die Bücher des Jünglings Gespieler geworden, und die Augen, die durch die Geheimnisse der Natur und des Menschenherzens zu dringen suchten, sahen nichts mehr von dem stillen Fragen aus zwei treuen Augen: „Wann wirst du einen Tag für mich haben?“

„Unser Sohn wird ein ganzer Mann!“ sagte glücklich der Herr Hauptlehrer Frey.

„Ja, das wird er!“ Die Antwort der Mutter war voller starker Zustimmung. Aber es war, als länge es wie ein leiser Nist durch die Stimme. So, wie wenn du an ein Kristallglas schlägst, das einen unsichtbaren Eyrung hat!

Sie hatte es gespürt, die Mutter, daß die Freude, die nimmer vergeht, zum Einschlafen sich gerüstet hatte. Aber — nur zum Einschlafen. Denn das wußte sie, die Mutter, die Freude wird wieder erwachen, wenn ihre Stunde schlägt. Dann werden die Glocken gehen über ein Laub im Schimmer der Blüte unter dem Himmel der Seligen. Sie wußte es, die Mutter, darum rüstete sie still und stark das Lager, auf dem die einschlummernde Freude lag. Und wachte bei ihr, als sie schlief, mit zärtlichem Blick. Und hielt ihr die Hände, wie — ehedem die Hände des Sohnes.

Nun war das Schwerste überstanden. Ernst Frey sah im Militärzuge, der ihn nach dem Westen trug. Neben dem Elternpaar

das auf dem Bahnsteig ihm die Hände gefaßt hatte, als könnten sie sich nimmer lassen, hatte ein junges Gesicht voll trauerischer Liebe in seine Augen geschaut. Das Töchterlein des Pfarrers von der Dorfheimat hatte das Herz des Jugendgespielen durch lange, lange Jahre der Ferne und Fremde festgehalten. Und nun, da der Lehramtspraktikant bald sein Haus zu bauen gedachte, war er in das Institut gekommen, in dem das junge Mädchen als Lehrerin stand, und hatte sie gefragt, ob sie mit ihm gehen wolle — einen langen Weg durchs Leben.

Dann waren sie Hand in Hand zur Mutter gekommen. Und die Mutter hob die lächelnden Augen auf zu dem lieblichen Bild, und sie lächelte ihr Töchterlein auf den Mund, und sie hatte solche holdselbige Worte des Willkommens, daß das Töchterlein später dem Ernst ins Ohr flüsterte: „Deine Mutter, Ernst, habe ich — so lieb wie dich! Jetzt erst habe ich dich so lieb, wie ich nie gedacht hätte, seit ich deiner Mutter ins Herz geschaut habe!“

Und doch — war der Blick des Töchterleins wirklich in den allerhöchsten Herzensgrund der Mutter gedrungen? Dann hätte das junge Mädchen gesehen, wie die Mutter die deckenden Linnen über das Gesicht der schlummernden Freude gezogen hatte und dazu ganz leise gesprochen hatte: „Schlafe deinen tiefen Schlaf. Ich warte geduldig, bis du erwachst!“ Und diesmal war ihre Stimme klar und ruhig, wie — einst. Ja, wie — einst!

Aber als sie miteinander auf dem Bahnsteig gestanden waren und der Blick des Jünglings immer wieder nach dem Auge der Braut suchte, da war durch die Seele der Mutter ein Schwert gedrungen. Und sie rang mit schier übermenschlicher Kraft, daß dies Schwert nicht ihre Seele zerriss. Als der Zug sich in Bewegung setzte, war der Kampf ausgefochten. Da schob die Mutter das Töchterlein vor sich hin, daß sie die gerechten Hände des Fahrenden noch einmal fassen könne, und sie rief: „Fahr mit Gott, mein Ernst! Wir hüten dir dein Mädchen wie unser Kind, bis du wiederkommst!“

Und sie hatte lächeln können, wie sie sah, daß über das Gesicht des Sohnes ein Freudenchein flog, und daß die letzten Blicke, die er hatte, nach der dunklen Haarkrone der Braut suchten. Denn die Krone der Haare waren wie die Krone einer Fürstin! . . .

Wie lange wird sie schlafen, die Freude, die einst in hellem Gewand mit blühendem Gesicht über das Leben der Mutter ging wie ein liebhaftiger Gottes-Segen? Jetzt wachte an ihrer Stelle die Sorge. Und mit der Sorge das Beten. Und mit dem Beten die Tapferkeit, die an Gottes Hand geht einen schweren Dornenweg! Jetzt hatte die Mutter keine Zeit, die Freude auf ihrem Schlummerlager zu besuchen. . . .

Im Feldlazarett in Sedan lag ein todwunder Jüngling. Die Krankenschwester saß neben seinem Bette und fühlte den Puls, der in ganz dünnen und schwachen Schlägen ging.

Der Arzt trat hinzu: „Wie sieht's mit der Galle?“

Die Schwester zuckte die Achseln.

„Fließt immer noch!“

Der Arzt schüttelte den Kopf:

„Solch ein Prachtmensch! Wär Stind' und Schad', wenn wir den verlieren müßten. Sein Major hat mir ihn extra auf die Seele gebunden, ehe das Regiment weiter marschierte. Er hat sich glänzend geschlagen, und seine Leute hängen an ihm wie an einem Vater!“

Der junge Leutnant schlug die Augen auf:

„Bist du da, Mutter?“ sagte er leise, und ein Lächeln ging über sein Gesicht, wie das Lächeln eines Kindes.

„So hat er schon ein paarmal gefragt,“ sagte die Schwester. „Allemal dann, wenn ich seine Hand hatte!“

Der Arzt hob den Kopf.

„Das ist ein Gedanke, Schwester! Wir lassen die Mutter kommen. Müßten den Eltern doch telegraphisch Bescheid sagen von dem ernstesten Zustand. Dann fügen wir gleich bei: Mutter soll kommen!“

Die Schwester deutete auf die linke Hand des jungen Mannes, an der ein glatter Goldreif glänzte.

„Er ist verlobt. Hat nicht die Braut dasselbe Anrecht?“

Der Arzt sagte in seiner kurzen Weise:

„Bräute regen auf. Mütter beruhigen. Es bleibt bei der Mutter!“ Und so pochte ein dunkler Bote an die Türe des Behrershauses in der Heimat . . .

Wer in die Träume des Kranken hineinsehen könnte? Der würde ein ganz einfaches Bild sehen: einen schmalen feinen Frauenkopf in leicht angegrautem Haar, mit der klaren weißen Stirn und dem zarten Lächeln einer wehen Liebe und den Augen, in denen nichts spricht als heilige Sorge. Immer wieder sah er den einen Kopf.

Aber — es war, als ob dieser Kopf verschwinden wollte! Andere Gesichter drängten sich vor. Gesichter von lustigen jungen Männern, mit bunten Mützen auf der zerhaunenen Stirn, Gesichter von Greisen mit schweren Furchen über Stirn und Wangen, und dann das Gesicht eines frischen Mädchens, das gebrüht war von

braunen, schweren Haarflechten, die wie ein Diadem über den leuchtenden Augen sich hoben!

Der junge Mann machte eine Handbewegung, als wolle er irgend etwas Störendes beiseite schieben.

Die Schwester beugte sich über ihn:

„Was quält Sie, Herr Leutnant?“

Wieder hörte sie den jungen Mann flüstern:

„Mutter, bist du da? Mutter, warum versteckst du dich? Mutter komm doch zu deinem Buble!“

So ging es fort, zwischen das Schlummern immer wieder ein qualvolles Wachwerden — und immer das Suchen, nach dem einen, nach dem Gesicht, das so friedevoll grüßte und, so oft er sich mit seinen Blicken dran festhalten wollte, wieder verschwand.

„Mutter, wo bist du?“

So sprach eine Seele, die lang geschwiegen hatte, unter all dem Jammer und dem Lärm, den der wache Geist hatte durchleben müssen. Aber jetzt war der wache Geist in Fesseln geschlagen. Jetzt wachte die Seele auf, die tief verborgen unter all dem Wachen um Wehen so oft gerufen hatte, aber nicht gehört worden war. Jetzt wachte die Seele auf und reckte sich nach ihrer Heimat . . .

„Ja, mein Ernst, ich bin da. Ich bin bei dir, mein Kind!“ so sprach eine zarte Stimme. Was Klang darin an Liebe und Treue, an Seligkeit und Sorge, an Glück und Weh! Es war ein Lied, das nie auf Erden gehört wird, außer in einer solchen Stunde, durch die alle Stimmen des Himmels klingen.

Da gingen die Augen des jungen Mannes weit auf:

„Bist du es wirklich? Ja, du bist es! Mutter, Mutter, jetzt versteckst du dich nie mehr, geht? Gar nie mehr! Jetzt bleibst du bei mir!“

Wollt ihr sehen, was kein Menschenauge sehen kann? Das Innenverhältnis Lager, auf dem die Freude schlummert, die einst über das blühende Land ging? Und wie sich die Schlummernde langsam von dem Lager hebt? Und wie sie ihre Augen öffnet, groß und weit, und wie alle Strahlen des Himmels in diesen Augen aufleuchten?

„Ja, mein Kind, deine Mutter ist bei dir — und sie geht nimmer von dir!“

Da schloß der Jüngling die Augen und schlummerte ein. Leicht ging der Atem, und die Wangen waren überhaucht von einem zarten Not. Seine Hand lag in der Hand der Mutter und ließ sie nicht los. Stunden lang saß sie am Bett des Sohnes und blickte in das stille Gesicht, auf dem ein wunderbarer Friede lag. Und wieder ging sie durch das blühende Land, das des Herrgotts Segen geschmückt hatte wie die Braut in der Myrtenkrone, und die Bäume rauschten ihren tiefen uralten Sang, und durch Busch und Gras ging ein silbernes Tönen, und um die Wandelnden, die Arm in Arm gingen, legte sich das goldene Gewand, das die Seligen tragen

„Herr Stabsarzt, die Galle fließt nicht mehr!“ meldete die Schwester am anderen Morgen, als der Arzt seine Visite machte.

Der Stabsarzt schritt auf die müde Frau zu, die — übernachtet mit schweren schwarzen Ringen um die Augen — neben dem Bette ihres Sohnes saß.

„Ich wünsche Ihnen Glück. Unser Herrgott hat ein Wund getan. Ihr Sohn wird gesund! Der Schlaf, den er schläft, ist der Schlaf des Genesenden!“

Im Parke eines Taunuschloßleins saß der Leutnant Ernst Fre unter einem uralten Eichenbaum. Von den Bergen her wehte eine köstliche Sommermorgensluft. Am lichten Himmel stand die Sonne wie das Gesicht einer Glücklichen, die alle Welt froh sehen will.

Auf dem Kiesweg hörte man Schritte.

„Ernst, jetzt sieh, wen ich dir bringe!“

Da war das Gesicht wieder, mit dem feinen Scheitelstrich durch die leicht angegrauten Haare und mit dem Leuchten der Augen, an denen nichts anderes redet als das eine Wort: „Bist du glücklich?“ Und das andere Gesicht, über dem die braune Haarkrone stand wie das Diadem der Fürstin. Aber jetzt drängte nicht eins das andere weg. „Jetzt, Ernst, sei glücklich!“ rief die Stimme, in der alle Seligkeiten des Himmels beschlossen liegen.

Und als das junge Mädchen ihren Verlobten umring, ging die Mutter still zur Seite.

Aber nicht an das Lager, auf dem die schlummernde Freude liegt, sondern durch sommerlich lachendes Land, über das die Glocken rufen zum Hochzeitsgang und über dem die Nieder des Friedens und des Sieges jauchzen.

„Mutter, Mutter, wo bist du?“ rief der Sohn. „Mutter, komm zu deinen Kindern!“

Da stand die Freude in Seide und Perlen und hob die Hände über ein seliges Mutterleben!